

7. Sekundärliteratur

Christian Friedrich Schwartz der deutsche Missionar in Südindien.

Pearson, Hugh

Basel, 1846

Neunzehntes Kapitel.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

nen Weinberg senden. Aber ach! der treuen Arbeiter sind wenige!

„Der gegenwärtige Zustand der Kirchen in Deutschland ist wirklich jämmerlich. Sie haben ein Evangelium erfunden, welschem Paulus und die andern Apostel völlig fremd waren. Viele verwerfen die Lehre von der Veröhnung und den heiligenden Wirkungen des Geistes Gottes.

„Ich habe nun mein 70stes Jahr vollendet. Bis hieher hat der Herr mich erhalten und beschützt. Ich kann keine weiten Reisen zu den Heiden mehr machen; doch bin ich noch im Stande meine gewöhnlichen Geschäfte in der Kirche und Schule zu besorgen. Auch besuche ich noch mitunter die in der Nähe zerstreut wohnenden Christen, wofür ich demüthig Gott preise. Ich habe bis jetzt Alle, die um die Taufe oder das Abendmahl baten, persönlich, unterrichtet.

„Wie lange mich Gott noch an meinem Posten lassen will, ist Ihm allein bekannt. „Meine Zeiten sind in seiner Hand.“ Er hat mein unwürdiges Gebet erhört, daß ich im hohen Alter nicht ganz unbrauchbar werden möge. Ich halte es für einen meiner höchsten Vorzüge, daß ich noch täglich unter Christen und Heiden seinen Namen verkündigen darf. Vor einigen Monaten glaubte ich am Rande der Ewigkeit zu stehen, da ich plötzlich mit einem peinlichen Druck auf der Brust befallen wurde. Ich betrachte es als einen Ruf vom Herrn mich bereit zu halten, Er möge kommen zu welcher Stunde Er wolle.“

Neunzehntes Kapitel.

Schwarzens Verliebe zum ehelosen Stand der Missionare. Gedanken über diesen Punct. Schwarzens letzte Krankheit und Tod. Seine letzten Worte an Serfudsch und seine letzte Rede überhaupt. Allgemeine Trauer über seinen Tod. Serfudsch auf den Thron erhoben. Ausdruck seiner Hochachtung für Schwarz. Läßt Schwarzens ein Denkmal errichten. Seine eigene Grabschrift. Fernere Beweise seiner Werthschätzung. Seine Gespräche mit Dr. Buchanan und den Bischöfen Middleton und Heber. Schwarzens Testament.

Wir treten mit dem Jahre 1798 in das letzte Lebensjahr des würdigen Streiters Christi mit dem sich diese Blätter beschäftigen. Immer einsamer wurde sein Pfad, indem die alten Freunde, mit denen er in den Tagen der Kraft in Indien gelebt hatte, vor ihm vom irdischen Kampfplatze oder wenigstens von Indien schieden. Er selbst hatte sich nie verheirathet: seine völlige Hingabe an das Missionswerk hatte ihn wahrscheinlich schon sehr früh bewogen sich zu einem ehelosen Leben zu entschließen, in Gemäßheit des erhabenen Grundsatzes des großen Apostels der Heiden, 1 Kor. 7, 32. 33.) damit er von häuslichen Sorgen frei alle seine Gedanken und Kräfte ungetheilt dem Dienste Christi weihen könne. Es ist sich daher nicht zu wundern, daß er das, was er für sich selbst erwählt, auch bei Andern in demselben Berufe billigte. Ja er war der Heirath der Missionare entschieden entgegen, wenigstens während der ersten Jahre ihrer Arbeiten.

Bei Erwähnung der Anzeige die er von der Sendung zweier neuer Missionare nach Indien erhalten, und daß wahrscheinlich einer eine Frau mitbringen werde, äußerte er seine Ansicht über diesen schwierigen Punkt in folgenden kurzen aber treffenden Worten.

„Ich gestehe, lieber Freund, daß es mir leid that. Ich versichere Sie, daß ich den Ehestand als von Gott gestiftet ehre; aber wenn ein Missionar ausgesandt wird, so sollte er ohne Bürde kommen. Das erste was er zu thun hat, außer der Sorge für seine eigene Seele, ist das Erlernen von Sprachen, was große Aufmerksamkeit und unermüdblichen Fleiß erfordert. Ich will nicht sagen, daß ein Verheiratheter keine Sprachen lernen könne; aber das weiß ich aus Anderer Erfahrung, daß es sehr langsam geht. Zudem hat ein verheiratheter Missionar wenn er hieher kommt manche Bedürfnisse zum anständigen Unterhalt seiner Familie, was ihn zerstreuen muß. Träte einer in diesen Stand erst nachdem er sich zu dieser Verrichtung seines Amtes gehörig befähigt hat, so

hätte er es leichter; aber selbst dann sollte er der ächten Frömmigkeit seiner Frau recht gewiß seyn, sonst wird sie ihm in Erfüllung seiner Pflichten zum großen Hinderniß gereichen.“

Es mögen vielleicht manche, die mit dieser Ansicht unseres ehrwürdigen Missionars nicht übereinstimmen, denken, er habe sich in seinem Urtheil in dieser Sache zu sehr von seinem eigenen Gefühl und Beispiel leiten lassen. Allein es war wohl kein Mensch freier von Vorurtheilen oder bloß persönlichen Rücksichten, wenn es sich um ein Urtheil über irgend einen Gegenstand handelte, als Schwarz; und man erinnere sich nur, daß zufolge seines ungemein geselligen und liebhabenden Wesens wenig Männer für das Glück des ehelichen Lebens empfänglicher waren als er. Es beweist bloß die Stärke jenes Pflichtgefühls, wodurch er sich Entbehrungen unterzog, deren er sich gewiß tief bewußt war; sowie die belohnende Freundlichkeit Gottes, der mit dem Freudenlichte seines Angesichtes, seinen Gnadenheimsuchungen, und der lebendigen Hoffnung seiner Herrlichkeit seinem treuen Diener auch in der Einsamkeit die Wünsche seines Herzens und einen genugsamen Antheil persönlichen Glückes gewähren konnte.

Die Aeußerungen eines solchen Mannes, vornehmlich wenn im Verein mit denen des Apostels betrachtet, verdienen daher sicher der reiflichen Erwägung aller derer, die sich dem Missionsdienste widmen. Die Schwierigkeiten und Gefahren, denen sich diejenigen aussetzen, die dem Beispiele Schwarzens im ehelosen Leben folgen, sind freilich groß und offenbar; und es sollte sich Keiner je daran wagen, ohne die wohl begründete Versicherung eines Glaubens, der in der Stunde der Versuchung fest steht, der alle Gedanken und Vorstellungen des Herzens gründlich reinigt, und der, alle Lockungen der Welt überwindend, nur auf die Belohnung sieht. Es lassen sich allerdings Beispiele von ausgezeichnet treuen und wirksamen Missionarien anführen, die ihr Glück und selbst

ihre Wirksamkeit größtentheils den weiblichen Mitgenossen ihrer Arbeiten und Sorgen verdanken. Ein solcher war der vortreffliche Ziegenbalg; jedoch nicht ehe er einen sehr guten Grund gelegt und in seinem großen Werk in Tranquebar beträchtlich vorgerückt war; ein solcher war Elliott, der Apostel der Indianer Nordamericas; ein solcher war auch Gerike, der an Eifer, Uneigennützigkeit und Erfolg Schwarzen selbst wohl der nächste war; und solche waren, um keine andern zu nennen, die Missionare der Brüdergemeine, hervorragend, darf man fast sagen, in den höchsten Eigenschaften und Thaten ächter Missionsthätigkeit.

An Beispielen sowohl von Verheiratheten als Unverheiratheten, welche gänzlich misriethen, fehlt es leider nicht. Es scheint daß auch hierin, wie in so vielen Dingen des christlichen Handelns, keine feste unabänderliche Regel aufgestellt werden kann, nach der in allen Fällen die Wahl eines Missionars, ob er heirathen oder ledig bleiben soll, zu entscheiden wäre. Vieles muß von Umständen abhängen, über welche nur ein ächt einfältiger frommer und treuer Sinn richtig zu urtheilen vermag. Zwei Dinge können jedoch mit Sicherheit in Bezug auf diesen Gegenstand festgestellt werden: Erstens, daß nach genauer Uebereinstimmung mit dem vorerwähnten Grunde des Apostels das Uebergewicht sowohl der Vernunft als der Erfahrung im Allgemeinen auf die Seite des unverheiratheten Missionars fällt; zweitens, daß dieses Uebergewicht bedeutend vermindert würde, wenn nach dem frühesten Beispiele der mährischen Brüder protestantische Missionare unserer Zeit sich entscheiden als Geistliche einer ganz eigenen und besondern Ordnung ansehen würden, „ausgesondert zum Evangelio Christi;“ und wenn, nachdem sie sich mit gutem Vorbedacht in den Ehestand begeben, sie die apostolische Ermahnung nie vergäßen: „daß, die da Weiber haben, seyen als hätten sie keine,“ als gänzlich Gott Geweihte und lediglich auf Gottes Vorsorge vertrauend, als ob

sie, wie Schwarz, allein in der Welt wären, und hätten wie er, oder vielmehr wie der heil. Apostel, dessen Beispiel er so getreulich nachfolgte, nur Eines zu thun, das Amt zu verrichten, das sie empfangen haben, das Evangelium von der Gnade Gottes zu bezeugen; nicht sich selber zu leben, sondern Ihm, der für sie gestorben und auferstanden ist.

Ein Brief aus ungefähr dieser Zeit von Hrn. John, einem der Missionare in Tranquebar, enthält folgendes wahre und schöne Zeugniß von der Wichtigkeit und dem Werthe der Arbeiten Schwarzens und der Mission in Indien. Von Hrn. Gerike sprechend, sagt er: „Möge Gott diesen theuern Bruder lange bei Leben und Kraft erhalten; denn er ist uns von großem Nutzen, ein Führer, Vater, Freund sehr vieler Kinder, Wittwen und Waisen; und wir alle bewundern seine Geduld, Uneigennützigkeit und Beharrlichkeit, und suchen sie nachzuahmen. Er und unser lieber Patriarch, Hr. Schwarz, waren und sind ein großer Segen für dieses Land. Wir sind alle in brüderlicher Liebe vereinigt und stehen einander bei jeder Gelegenheit bei. Viel Gutes ist ohne Zweifel durch die Missionen geschehen, und wird noch fortwährend von ihnen ausfließen in demselben Maasse als die Missionare sich als treue Diener Christi beweisen. Mögen die, die entweder mit der Mission gänzlich unbekannt sind, oder die ihr Glück in Reichthum oder sinnliches Vergnügen setzen, urtheilen, sprechen und schreiben, was sie wollen, wir hoffen der Allmächtige werde sein Werk nie verlassen, sondern fortwährend darüber wachen, wie Er es bisher so deutlich gethan, wofür wir Ihm nicht genug danken können.“

Indeß die Arbeiten dieses apostolischen Mannes neigten sich jetzt zum Ende. Hr. Gerike theilte in seinem Brief vom 2. Februar 1798 der Gesellschaft die schmerzliche Nachricht mit, Schwarz sey drei Monate lang gefährlich krank gewesen und werde nicht mehr predigen

können, da seine Krankheit nicht bloß seinen Körper, sondern auch sein Gedächtniß sehr geschwächt habe.

Ein zweiter Brief von Hrn. Gerike am 13. desselben Monats aus Tanjore datirt, und, wie er bemerkt, in großer Eile geschrieben, meldet der Gesellschaft, es habe Gott gefallen, ihren theuern Vater und Freund zwischen 4 und 5 Uhr desselben Abends zu sich zu nehmen.

Als Hr. Gerike am 2. desselben Monats mit Hrn. Holzberg in Tanjore anlangte, war sein alter Freund ziemlich munter, obschon er mehrere Monate krank gewesen; aber von diesem Tage an wurde er allmählig schwächer, was Hrn. Gerike veranlaßte dort zu bleiben.

In seinem nächsten Briefe macht Gerike folgende anziehende Mittheilungen von den letzten Leiden, von der Geduld, Ergebung und Hoffnung des verehrten und ehrwürdigen Missionars.

„Dieser große und edle Mann,“ schreibt er, „hatte oft von seinem Tode mit mir gesprochen. Wenn er von irgend einem besondern Schicksal in seinem Leben sprach, so pflegte er beizufügen: „und so wird Gott mir auch am Ende Barmherzigkeit erweisen;“ und wir haben in der That große Ursache Ihn zu preisen für alle die Barmherzigkeit, welche unser Vater während der letzten Tage seiner Wallfahrt hienieden erfuhr. Bei meiner Ankunft in Tanjore war er körperlich ganz wohl, nur war sein Gedächtniß geschwächt. Während ich einige Tage in Tritschinopoli war, um unsern Bruder Pohle zu besuchen, litt er an einer Abtrödtung im linken Fuße, der schon seit Jahren zuweilen schmerzhaft war. Bei meiner Rückkunft fürchtete ich, dies möchte zum Ende führen. Wir waren indeß dankbar wahrzunehmen, daß sein Gedächtniß fast ganz zurückgekehrt war. Der Abtrödtung war auch Einhalt gethan, und bald darauf wurde sie geheilt; und die letzten Tage seines Lebens waren einige seiner besten. Er unterhielt sich oft mit den ihn Besuchenden, Christen und Heiden, auf dieselbe freie gefällige Weise wie je zuvor. Er ermahnte jeden Europäer, der

zu ihm kam, liebevoll, doch ja das Heil seiner Seele in Acht zu nehmen. Er betete, und pries Gott. Er forderte uns auf, mit ihm zu beten; und obgleich er viel Schmerzen haben mußte, (was man, wenn er allein war, aus seinem Stöhnen merken konnte, in Hoffnung Erleichterung zu finden) so sprach er doch mit Andern, oder betete, mit solcher Leichtigkeit, als ob er keine Schmerzen hätte.

Hinsichtlich der Mission machte er folgende nachdrucksvolle Bemerkung: „Ich hoffe, das Werk werde fortgehen. Sie aber werden bei der Fortführung viel zu leiden haben: wer nicht leiden will taugt nicht dazu.“ Von seiner eigenen Gemeinde, worunter er hauptsächlich die verstand, die zu beiden Seiten seines Gartens wohnten und zu seinen Hausandachten kamen, sagte er: „Es ist in allen ein guter Anfang. Wenn Andre sagen, es ist nichts Vollkommenes, so antworte ich ihnen: blickt in eure eignen Herzen.“ — Möchten sich das diejenigen recht merken, die von bekehrten Heiden zu viel oder doch zu voreilig Früchte erwarten.

Seinem Freunde in Deutschland schreibt Gerike: „Von einer kurzen Reise nach Tritschinopolj am 7. Februar in Tanjore zurück, fand ich Hrn. Schwarzens Fuß sehr schlecht, voller schwarzer Flecken die noch immer zunahmen. Der Arzt hatte angefangen Chinarinde als Umschlag anzuwenden. Da wir jede Stunde das Ende unsers theuern Bruders erwarten, baten mich die andern Brüder bei ihnen zu bleiben und ihnen die Last tragen zu helfen. Mir gereichte es zu großem Segen in unserm scheidenden Freunde ein belebendes Beispiel des Glaubens, der Geduld und Hoffnung zu sehen. Wenn von geistlichen und himmlischen Dingen gesprochen wurde, wenn er betete, ermahnte, tröstete, oder von dem Frieden seiner Seele sprach, den er durch die Gnade Gottes in Christo genieße, war keine Abnahme seines Gedächtnisses wahrzunehmen. Er führte oft sehr passende Bibelsprüche oder Liederverse an, und unterhielt sich beständig

mit denen die um ihn waren. Bis Freitag vor seinem Ende sagte er oft, er halte dasselbe nicht für so nahe, und er werde vorher noch viel zu leiden haben. Hernach aber sagte er bisweisen: „Ich werde nun bald zu meinem himmlischen Vater gehen.“ Auf die Frage, ob er Hoffnung habe, daß nach seinem Tode das Reich Gottes in diesem Lande durchbrechen werde, erwiederte er: „Ja, aber nur durch Trübsal und Noth.“ Als er ein andermal gefragt wurde, ob er etwas wegen seiner Gemeinde zu sagen habe, antwortete er: „Helst ihnen nur in den Himmel.“ Als Einer mit Freuden seine Geduld und Zufriedenheit bemerkte, erwiederte er: „Menschliches Leiden ist gemein, und ich leide wirklich sehr wenig;“ und oft wiederholte er auf deutsch: „Der treue Gott hilft aus der Noth und züchtigt mit Maassen. Wie ginge es uns, wenn Er mit uns handelte nach unsern Sünden? Im Himmel aber wird kein Leiden seyn, und das verdanken wir dem HErrn Jesu.“

„Seinen Nationalgehilfen, die ihm treulich abwarteten, war er sehr dankbar, und sagte oft: „Um dieser armen Leute willen, die gewiß thun was sie können, sollten wir nicht so traurig seyn, um ihnen die Dienste, die sie erweisen, nicht zu erschweren.“

„Am 10ten Morgens war seine Zunge ganz trocken, rauh und schwarz; dabei hatte er heftige Magenkrämpfe und schweren Athem. Auf sein Verlangen verrichteten wir ein Gebet und glaubten es werde das letzte seyn. Gegen Abend trat jedoch Besserung ein und das Fieber war bedeutend schwächer. Früh des andern Tages kam Samuel, der Arzt, der aber dem Kranken nicht als solcher diente, sondern ihn bloß aufrichten half und die Umschläge auflegte, und der mir Tags zuvor sein nahes Ende angekündigt hatte. Er sagte: „Der HErr hat Wunder gethan: die gestrigen Anzeichen seiner nahen Auflösung sind jetzt verschwunden.“ Auch der englische Arzt sagte, als er seinen Fuß untersuchte, er erstaune über die unerwartete Besserung, und setzte hinzu, er

glaube nun nicht mehr, daß der Kranke an der Abtödtung sterben werde; indeß sey keine Hoffnung zu seiner Genesung vorhanden.

„Am 12ten Nachmittags wollte ich abreisen; der Kranke erlaubte es auch und sprach: „Sie reisen also fort! grüßen Sie alle Brüder und sagen Sie ihnen, sie sollen nur immer auf die Hauptsache sehen. Ich werde nun bald zum HErrn Jesu gehen. Daß Er mich angenommen, mir die Sünden vergeben, und nicht mit mir ins Gericht gegangen ist, sondern mit mir nach seiner großen Gnade gehandelt hat, ist mein Glück und ich preise ihn dafür. Er könnte uns selbst um unsrer guten Werke willen verstoßen, denn es klebt Sünde an allen.“ Er lobte Gott, daß Er ihm erlaube in der Gesellschaft treuer Brüder aus der Welt zu scheiden, und daß Er es so geleitet habe, daß ich ihn in seiner großen Schwäche besuchte und ihn Jesu, dem alleinigen Heiland, der die Auferstehung und das Leben ist, empfehlen konnte. „Jetzt,“ setzte er hinzu, „beten Sie nur noch dieses Mal.“ Ich kniete nieder, und Hr. Kohlhoff, der unterdessen hereingekommen war, auch, und betete nach dem vorangestimmten Liedervers.

„Nach Auflegung frischer Ueberschläge auf seinen kranken Fuß wurde er in ein anderes Zimmer gebracht, und nun erst sahen wir, wie groß seine Schwäche war, und es zeigte sich, daß er dem Tode viel näher war, als am letzten Sonntag. Daher wurde ich abermals aufgehalten.

„Am Nachmittag sprach er viel mit Hrn. Jänike. Abends kam ich mit dem Arzt zu ihm; er kannte ihn sogleich und sprach zu ihm: „Laßt uns sorgen, daß Keiner fehle!“ Er bezeugte seine Dankbarkeit für die Sorgfalt des Arztes, für die Anwesenheit seiner Brüder und der Nationalgehilfen. Letztere thaten was sie konnten mit dem größten Vergnügen: Liebe zu ihrem Lehrer und Vater machte ihnen alles leicht, und jedes belehrende Wort, das er an sie richtete, nahmen sie mit der größten

Begierde auf und blieben freiwillig bei ihm. Der Arzt war sehr gerührt und sagte beim Weggehen zu mir, er hoffe ich werde den Kranken nicht verlassen und fortreisen, da er jetzt so schwach sey.

„Diesen Abend litt er mehr als früher; denn das Aufrichten und jede Bewegung, ja selbst das Sitzen und Liegen im Bett, verursachte ihm große Schmerzen. Aber seine Geduld und Zufriedenheit blieben sich gleich; keine Klage wurde vernommen; nur Seufzer zeugten von seinem Leiden. Ich sagte unter anderm: „Gott gebe, daß wir in unserm letzten Kampfe im Stande seyn mögen unser Ende mit solcher Ruhe und solchem Vertrauen abzuwarten, wie es zu unserm Trost und unsrer Freude Ihnen versprochen ist!“ Er fügte hinzu: „Gott gewähre es Euch überschwänglich!“ Die Innigkeit und der Nachdruck womit er diesen Wunsch aussprach rührte unsre Herzen tief.

„Den 12. Nachts hatte er zwischen den Schmerzanfällen etwas Schlaf, und am Morgen des folgenden Tages war er wie von Schlassucht befallen und sein Puls war sehr schwach. Als er erwachte, sprach er zwar, aber nur wenige Worte waren verständlich, obschon er alles zu verstehen schien was man ihm sagte. Wir dachten, er würde so hinüber schlummern; aber den 13. um Mittag war er wieder munter. Wir sangen das Lied: „Christus ist mein Leben,“ und er stimmte mit ein, sprach sehr demüthig von sich, erhob aber seinen Erlöser, und wünschte aufgelöst und bei Christo zu seyn. „Hätte es ihm gefallen,“ sprach er, „mich noch zu erhalten, es wäre mir lieb gewesen: ich hätte dann noch ein Wort mit den Kranken und Armen reden können; doch sein Wille geschehe! Möge Er mich nur in Gnaden aufnehmen; in seine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöst, o Gott der Wahrheit!“ Hierauf sangen die Nationalgehülfen den letzten Vers des Liedes: „O Haupt voll Blut und Wunden!“ und er sang mit. Dann ruhte er ein wenig; bald darauf aber wünschte er auf-

gerichtet zu werden; und unerwartet öffnete er seine Lippen, aus denen so viel Belehrung und Trost hervorgegangen, und verschied so um 4 Uhr in den Armen des treuen und wahrhaft dankbaren Nationalgehülfen dieses Ortes.

„Während in der That war das Weinen und Schluchzen der Leute in beiden Christendörfern an seinem Garten, das man die ganze Nacht hörte. Allgemein war die Trauer um ihren Lehrer, Tröster, Vormund, Wohltäter, Berather, Fürsprecher. Nicht allein wir, die Gemeinden, die Schulen und die Missionen, sondern das ganze Land hat einen Vater verloren. Wer ihn nur kannte, beweint ihn.

„Am folgenden Tage, zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, legten wir seinen Leib in das Grab, das wir in seinem Garten für ihn bereitet hatten. Serfudschi, der Prinz von Tanjore, dessen Vormund er gewesen, kam ihn noch zu sehen ehe der Sarg geschlossen wurde, benetzte ihn mit seinen Thränen und begleitete ihn zum Grabe. Die Nationalgehülfen baten um Erlaubniß die Leiche zu tragen; da aber den Tag vorher Europäer dazu bestellt worden waren, wurde es abgelehnt. Wir hatten uns vorgenommen unterwegs zu singen; aber das laute Weinen der Leute ließ es nicht zu. In der Kirche wurde vor und nach der Beerdigung gesungen; und als die Europäer fort waren, stimmten die Eingebornen selbst ein Lied an und warteten auf eine Rede von mir; allein ich konnte nur mit Mühe ein paar Worte hervorbringen und mußte mich gewaltig zusammen nehmen nur um die Begräbnisagende zu lesen. Der Bediente des Heimgegangenen stand bei mir und sagte mit matter Stimme: „Nun ist unsre Freude dahin!“ Das Wort ging mir zu Herzen: es ist auch nicht der Ausdruck eines Einzigen, sondern Vieler, Alter und Junger, Großer und Kleiner, Naher und Ferner, der Christen und Heiden.

„Als ich mich umgekleidet, begab ich mich zum Prinzen, der noch in der Nähe war, und suchte ihn zu trösten. Der Oberbediente der Wittve des vorigen Königs

hat mich ebenfalls sie zu besuchen und zu trösten; allein sie wohnte zu weit weg. Am folgenden Morgen verfügten wir uns alle zum Arzte, um ihm für die Liebe zu danken, die er dem Verstorbenen in seinen letzten Stunden erwiesen. Auch durchging ich die hinterlassenen Papiere um das Testament zu Handen zu nehmen, und fand daß die Mission zu Tanjore, alle Armen, und die dazu gehörenden Anstalten, seine Erben sind. Nachmittags unterhielt ich mich eine Stunde mit den Gehülfen und betete mit ihnen. Abends versammelte sich die Tamilgemeine in der Kirche und wünschte eine Predigt zu hören. Ich wählte die Worte des sterbenden Jakobs: „Siehe, ich sterbe; und Gott wird mit euch seyn.“ Ich führte Manches an, was der Verstorbene in Bezug auf die Kirche gesagt, und seine Hoffnung, daß das Reich Gottes in diesem Lande Fortgang haben werde. Ich suchte sie zu erwecken, nach einem solchen Geiste zu trachten, wie ihn der Heimgegangene besaßen, dessen Grab vor ihren Augen war. Tags darauf betete ich noch einmal mit den Brüdern und reiste ab.“

Schwarzens letzte Worte an den Thronerben Serfudschi, als dieser ihn besuchte, waren:

„Wenn mich Gott von hinnen gerufen, so bitte ich Sie, hüten Sie sich vor Liebe zu Pracht und Gepränge. Sie sind überzeugt, daß mein Bestreben Ihnen zu dienen ohne Eigennutz war; meine Bitte an Sie ist nun, daß Sie sich den Christen freundlich erzeigen. Handeln sie schlecht, so bestrafen Sie sie; halten sie sich aber rechtschaffen, so erweisen Sie sich ihnen als Vater und Beschützer. Da die Rechtspflege für das Gedeihen und Glück eines jeden Staates unumgänglich nöthig ist, so bitte ich Sie regelmäßige Gerichtshöfe einzurichten, und zu sorgen, daß unparteiische Gerechtigkeit gehandhabt werde. Ich wünsche von Herzen, Sie möchten dem Götzendienste entsagen und dem allein wahren Gott dienen. Er sey Ihnen gnädig und gebe es Ihnen zu thun was ihm gefällt.“

Unser ehrwürdiger Vater fragte ihn dann, ob er auch bisweilen in der Bibel lese, und schloß dann mit sehr rührenden Ermahnungen, das Heil seiner unsterblichen Seele zu bedenken.

Und seine letzte Rede überhaupt:

„O Herr, bis hieher hast du mich bewahrt; bis hieher hast du mich gebracht, und hast mir unzählige Wohlthaten erwiesen. Thue was dir wohlgefällt. In deine Hände empfehle ich meinen Geist; reinige ihn und schmücke ihn mit der Gerechtigkeit meines Erlösers, und nimm mich in die Arme deiner Liebe und Barmherzigkeit auf.“

Nach dieser so innigen wahrhaft christlichen Empfehlung seiner Seele in die Hände seines treuen Schöpfers und erbarmenden Heilandes, trug sich noch folgendes rührende und merkwürdige Ereigniß zu. Sein treuer Freund Gerike wachte an seiner Seite; und da der Sterbende anscheinend leblos da lag, mit geschlossenen Augen, als ob sein Geist schon seinen Flug himmelan genommen, fing er ihr Lieblingslied zu singen an: „Nur nach dir, Herr Jesu Christ!“ So wie er den ersten Vers ausgingen und den zweiten anfängt, — siehe, da lebt zu seinem Erstaunen und Entzücken der ehrwürdige Missionar wieder auf, fällt mit klarer und melodischer Stimme ein und vollendet das lang geliebte Lied noch ehe sein Athem stille stand.

Es war nur Ein Klageruf über den Tod des edlen Patriarchen der indischen Mission, der fast ein halbes Jahrhundert lang als Muster auf der Bahn vorgelencet hatte, die er durchwandelte. Wie viele unmittelbaren Mitarbeiter und Freunde zu Tanjore, Cuddalore und Tritschinopoli, zu Madras und Palamcotta, so finden auch die deutschen Missionarien zu Tranquebar seinen Verlust unerseßlich. Denn auch sie hatten ihn wie einen Vater betrachtet. „Viele Thränen,“ schreiben sie, „wurden durch das ganze Land vergossen von Europäern und Eingebornen, selbst von dem Radscha von Tanjore, der

mit der zärtlichen Liebe eines Sohnes ihm nachblickte, und um feinetwillen die Missionarien und ihre Gemeinden mit vieler Liebe behandelte.“ Gerike besuchte auf seiner Rückkehr von dem Sterbebette und Grabe des theuern Freundes die Brüder in Tranquebar und sie ermunterten sich gegenseitig, dem schönen Beispiele des Entschlafenen nachzufolgen.

Nur einige Monate nach seinem Hintritt kam aus England die Entscheidung der Directoren an, die sein Werk krönte, den Amir Sing absetzte und seinen Mündel zum Throne von Tanjore erhob. Der junge Fürst, der, gegen alle Hindustitte, den Leichnam seines Vaters Schwarz mit seinen Thränen benetzt und sich dem christlichen Leichengeleite angeschlossen hatte, trachtete durch eine milde und gerechte Herrschaft sein Andenken zu ehren.

Nachdem im folgenden Jahre mit dem neuen Nadscha ein Vertrag geschlossen worden war, in Folge dessen die Forts von Tanjore von den englischen Truppen geräumt wurden, hörte der englische Gottesdienst in der Kirche des Forts auf; indeß gestattete der Nadscha den Missionaren den Tamilgottesdienst dort zu halten und versprach sie gegen alle Beleidigungen zu schützen.

Kaum war indeß die brittische Besatzung entfernt und die Forts der unumschränkten Macht des Nadscha's zurückgegeben, so verbreitete sich das Gerücht, Sr. Hoheit habe im Sinne die von Schwarz errichtete christliche Kirche abzubrechen und außerhalb aufzubauen. Da das ganze Fort von Tanjore heiliger Boden war, der ursprünglich zur Pagode gehörte, und der Nadscha überhaupt ein sehr großes Verlangen an den Tag legte durch außerordentliche Reinigung alle Spuren einer Entweihung, die während 20 Jahren durch Berührung mit einer europäischen Besatzung der Pagode widerfahren war, zu vertilgen, so erhielt das Gerücht hiedurch einen solchen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß der Resident,

Hr. Torin, sich bewogen sah, mit dem Nadscha deshalb Rücksprache zu nehmen.

„Ich war als Dolmetscher zugegen,“ erzählt Oberst Blackburne, „als der Resident, im Verlauf einer allgemeinen vertraulichen Unterhaltung mit dem Nadscha, mit der größtmöglichen Zartheit die vermuthliche Absicht seiner Hoheit, die Kirche abzubrechen, berührte. Der Eindruck, den dies auf den Nadscha machte, war sehr auffallend. Er wurde bewegt, sein Gesicht röthete sich, er erhob sich halb von seinem Sitz, und brach dann mit dem Vorwurf gegen den Residenten hervor, daß er einer solchen Verleumdung auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenken kann, da sie von Niemand als solchen geglaubt werden könne, die seine Neigung und seine Grundsätze eben so wenig als seine früheren Erlebnisse kennen. Er lobte mit glühenden Ausdrücken den Charakter und die Handelsweise des Hrn. Schwarz, sprach von seinen vielseitigen Verbindlichkeiten gegen den ehrwürdigen Padre, und schloß mit einem lauten und etwas leidenschaftlichen Tone, wie folgt:

„So weit bin ich entfernt eine von Hrn. Schwarz errichtete Kirche niederzureißen, daß ich, falls seine Nachfolger eine Kirche im Fort brauchen und keinen passenden Platz dafür finden könnten, ihnen einen solchen in meinem eignen Palast geben wollte.“

„Obschon seit dieser Unterredung,“ fügt der Erzähler hinzu, „33 Jahre verflossen sind, so ist die Stärke der Ausdrücke des Nadscha's, seines Blickes und seiner Bewegungen, als er das Gerücht als eine seine Fürstenehre, sowie seine unveränderliche Dankbarkeit und Anhänglichkeit an seinen Lehrer, Wohltäter und Freund, schmähende Verleumdung von sich wies, mir immer noch lebendig im Andenken.“

Ein weiteres Zeugniß seiner Liebe zu Schwarz gab der Nadscha durch den im Jahre 1801 an die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß geschriebenen Brief, der so lautete:

„Verehrteste Herren!“

„Ich habe Ihre Missionare ersucht, Ihnen, ihren Vorgesetzten und Freunden, zu schreiben und Sie um ein marmornes Denkmal zu bitten, das in ihrer Kirche in meiner Haupt- und Residenzstadt zum fortwährenden Andenken des verstorbenen wohllehrwürdigen Vaters Schwarz errichtet werden soll, um damit meine hohe Achtung vor dem Charakter dieses großen und trefflichen Mannes, und die Dankbarkeit, die ich ihm, meinem Vater, Freunde, Beschützer und Vormund meiner Jugend schuldig bin, an den Tag zu legen; und nun bin ich so frei, Ihnen selbst zu schreiben und Sie zu bitten ein solches Denkmal für den verstorbenen wohllehrwürdigen Missionar Vater Schwarz zu bestellen und hersenden zu lassen, damit es an der Säule, die der Kanzel, auf der er predigte, am nächsten steht, errichtet werde. Die Säulen haben etwa 3 Fuß Breite.

„Mögen Sie, verehrteste Herren, allezeit im Stande seyn Missionare, wie der verstorbene Hr. Schwarz einer war, hieher zu senden!

„Ich bin, verehrteste Herren, Ihr getreuer und aufrichtiger

„Serfudschi, Radscha.“

„Tanjore, den 28. Mai 1801.“

Die Gesellschaft, an welche dieser liebliche Brief, wahrscheinlich vom Schreiber selbst aufgesetzt, gerichtet war, erkannte die Wichtigkeit des solchergestalt dem Charakter ihres seligen unschätzbaren Missionars gebrachten Zeugnisses und entsprach dem Ansuchen des Radscha's mit Freuden. In weißem Marmor ist in halberhabener Arbeit die Sterbensscene des ehrwürdigen Missionars dargestellt. Hinter seinem Bette steht Gerike; um dasselbe her zwei Nationalgehilfen und drei Kinder seiner Schule; ihm zur Seite der Hindufürst, seine Hand fassend, und den Segen seines scheidenden Freundes empfangend. Wohl mochte der Radscha ungerne einen Gegenstand aus den Augen lassen, der ihn an ein ihm

so theures Schauspiel erinnerte; denn er behielt das Denkmal geraume Zeit in seinem Palaste, in dessen Hauptsaal, mitten unter den Bildern seiner Vorfahren, auch das von Schwarz sich befand. Endlich wurde es in die Kirche im innern Fort gebracht, wo es das westliche Ende derselben zierte, als ein wohlthuendes und merkwürdiges Denkmal christlicher Tugend, so wie von Hindu-Liebe und Dankbarkeit. Folgendes ist die passende und einfache Inschrift auf diesem prächtigen Denkmal:

Zum Andenken

des Wohlehrwürdigen Missionars

Christian Friedrich Schwarz,

Geboren zu Sonneburg in der Neumark im Königreich Preußen,
am 26. Oktober 1726,

und gestorben zu Tanjore den 13. Februar 1798,
im 72sten Jahr seines Alters.

Von seinem ersten Mannesalter an dem Dienste eines
Missionars im Osten geweiht,
erzeugte die Gleichartigkeit seiner Stellung mit der
der ersten Prediger des Evangeliums
in ihm eine besondere Aehnlichkeit mit dem
heiligen Wesen der Apostel.

Seine natürliche Munterkeit gewann ihm die Zuneigung,
und seine tadellose Redlichkeit und Unsträflichkeit
die Hochachtung

von Christen, Muhammedanern und Hindu's;
denn Fürsten, sowohl der Hindu's als Muhammedaner,
wählten diesen demüthigen Hirten
zum Mittler politischer Verhandlungen mit der
brittischen Regierung;

und der Marmor der hier seine Tugenden verkündigt
ward errichtet durch

die edle Zuneigung und Hochachtung des
Radscha von Tanjore,

M a h a R a d s c h a S e r f u d s c h i.

Der Nadscha selbst verfaßte in englischer Sprache folgende Inschrift auf einer Granitplatte, welche in der Capelle des Missionsgartens, dem Altar gegenüber, Schwarzens Grab bedeckt. Sie ist nicht nur als damals einzig bekannte von einem Hindufürsten gemachte Probe englischer Reimkunst merkwürdig, sondern auch als Zeugniß für den Charakter seines ehrwürdigen Freundes.

Dem Andenken des Wohlehrwürdigen
Christian Friedrich Schwarz,
 Missionars der verehrlichen
 Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß
 in London geweiht.

Er ging am 13. Februar 1798 aus der Zeit
 seines Alters 71 Jahr und 4 Monate.

Fest warst Du, demüthig und weise,
 Ehrlich, lauter, frei von Verstellung,
 Vater der Waisen, der Wittwe Stütze,
 Trost in allerlei Traurigkeit.
 Dem Verfinsterten ein Lichtspender,
 Der thut und lehrt was recht ist.
 Ein Segen den Fürsten, dem Volke und mir.
 Möge ich, mein Vater, Deiner würdig seyn!
 Das wünscht und bittet Dein Sarabudsch.

Von der Zeit seiner Thronbesteigung an erwies sich der Nadscha gegen die protestantischen Missionen stets ausgezeichnet freundlich. Im Jahre 1802 war seine Hoheit in Tranquebar und beehrte den Senior der dänischen Missionare mit einem Besuche. In mehreren Unterhaltungen mit ihm verrieth er das liebevollste Andenken an Schwarz, und bezeugte große Freundschaft für

Gerike und Kohlhoff, sowie für alle Missionare, in welchen er dieselbe Gesinnung und denselben Eifer entdeckte; auch gab er seinen Wunsch zu erkennen, daß nur solche Missionare hergesandt werden möchten, die in Hrn. Schwarzens Fußstapfen treten, und wenigstens dem Geiste nach ihm ähnlich sind. Die Mutter Kohlhoffs hatte durch ihre Frömmigkeit des Radscha's Achtung gewonnen, und er fand sich bewogen ihren zweiten Sohn als Schreiber in seine Dienste zu nehmen. Ihre lange und mannigfaltige Unterhaltung mit dem Radscha, endete zu gegenseitiger Zufriedenheit seiner Hoheit und ihrer selbst.

Dieser edle Fürst gab einige Jahre später einen noch unzweideutigeren und werthvollern Beweis seiner Liebe und Achtung für seinen verstorbenen verehrten Freund. Er hatte in einer Entfernung von etwa 16 Meilen von Tanjore ein sehr großes und kostbares Gebäude errichtet um Brahminen und jeder Art Arme daselbst zu unterstützen, wie auch eine Anstalt zur Erhaltung und Erziehung von Hindukindern verschiedener Kasten in verschiedenen orientalischen, sowie auch in der englischen Sprache. „Seine Hochachtung,“ sagt Hr. Kohlhoff, „vor dem Andenken des verstorbenen Schwarz, bewog ihn auch in dem von einer bedeutenden Zahl von Christen bewohnten Dorfe Kanandagudi eine wohlthätige Anstalt zur Erziehung und Unterhaltung von 50 armen Christenkindern zu errichten. In derselben prächtigen Anstalt werden auch 30 arme Christen ernährt und gekleidet; und in einer Herberge beim Fort von Tanjore werden 50 Arme, Lahme, Blinde und andere wirklich erbarmungswürdige Geschöpfe, die alle zur Mission gehören, ausschließlich durch seine wohlthätige Hand erhalten. Ferner hat er Befehle gegeben, daß seinen christlichen Dienern, Civil und Militär, von ihren Offizieren und Obern gestattet werden soll, an Sonn- und Festtagen den Gottesdienst zu besuchen, und daß sie an solchen Tagen jeder andern Pflicht entbunden seyn sollen.“ Im Jahr 1826 besuchte Archidiaconus Robinson, der den seligen Bischof Heber begleitete,

die verschiedenen obgenannten wohlthätigen Anstalten des Radschas. Zu diesen waren unterdessen noch zwei Krankenhäuser gekommen, und eine prächtige Herberge für durchreisende Europäer. In der Capelle zu Kanandagudi hatte er die Freude, eine ansehnliche Christengemeinde versammelt zu sehen, an welche er (schreibt Hr. Kohlhoff) nach dem Morgengebet eine liebliche Rede hielt, worin er sie zum Dank für die von Gott ihnen erwiesene große Gnade ermunterte.“

Dies sind einige der ausgezeichnetern Beweise, die dieser treffliche Hindu-Fürst von seiner Achtung und Liebe gegen den verstorbenen ehrwürdigen Missionar an den Tag legte, und diese bewies er bei allen Anlässen so lange er lebte. Als Dr. Buchanan beim Radscha eingeführt wurde, führte seine Hoheit, sobald die ersten Ceremonien im großen Audienzsaal vorüber waren, ihn hinauf und zeigte ihm Schwarzens Bildniß. „Hierauf sprach er,“ sagt Dr. Buchanan, „eine geraume Zeit von diesem trefflichen Manne, den er allezeit als seinen Vater und Vormund hochschätzte.“

Als zehn Jahre hernach Bischof Middleton Tanjore besuchte, „verweilte seine Hoheit mit offenbarem Vergnügen bei den Segnungen welche die göttlichen Belehungen und Tugenden Schwarzens über ihn und sein Volk ausgegossen, und schloß mit Bezeugung seiner innigsten Achtung vor den trefflichen Männern, den Herren Kohlhoff und seinen Mitarbeitern, Schwarzens Nachfolgern. Der Radscha wählte alsdann ein Bildniß Schwarzens als das angenehmste Andenken das er dem englischen Bischof zu bieten vermöge.

Der Bericht, den Archidiaconus Robinson von der Audienz des Bischofs Heber bei dem dankbaren Fürsten, zehn Jahre nach dem seines Vorgängers, gegeben, ist hier auch einer Stelle werth.

„Der Bischof,“ schreibt er, „machte in Begleitung des Residenten und der ganzen Geistlichkeit dem Radscha einen Staatsbesuch. Wir wurden in aller Form im gro-

ßen Mahratten-Saale, wo die Radscha's auf den Thron erhoben werden, empfangen. Das Schauspiel hatte etwas Großartiges und war, wegen der großen Anzahl Geistlicher am Hofe eines Hindufürsten, etwas eigenthümlich. Das Benehmen seiner Hoheit hat etwas ungemein würdiges und gefälliges. Der Bischof saß zu seiner Rechten, der Resident seinem Sohne zunächst zu seiner Linken, das übrige Gefolge zu beiden Seiten hingereiht. Der Radscha sprach viel von seinem theuern Vater Schwarz, und wiederholte dem Bischof zu drei Malen, er hoffe, er werde ihm ähnlich seyn und seine Stelle einnehmen. — „Und Joh. Kohlhoff,“ sprach er, „ist ein ganz vortrefflicher Mann; wir sind alte Schulkameraden.“ — Ueberhaupt, soviel wir auch von diesem berühmten Manne gehört, unsere Erwartung wurde keineswegs getäuscht.“

Es mag auffallen, daß der Hindufürst, der in seiner Jugend den Unterricht des frommen und eifrigen Missionars genossen, der ihm offenbar so innig zugethan war, und dessen Tugenden er so tief verehrte, sein ganzes Leben, und wie es scheint mit völliger Einfalt, ein Anhänger des erbärmlichen Götzendienstes seines Landes blieb. Man muß aber bedenken, daß Serfudschi die ersten zwölf Jahre seines Lebens in der Sorglosigkeit und den Kindereien der Zennanah verbrachte, und daß außer den wenigen und zerstreuten Stunden, in denen er Schwarzens Unterricht genoß, und als er auf dem Throne war, mit ihm und andern Europäern mitunter und zwar meist amtlichen Verkehr hatte, seine Lebensweise und Umgebungen eben fast ausschließlich hinduistisch waren, und dadurch seine bessern Eindrücke und Ueberzeugungen, die ihm sein christlicher Lehrer beigebracht haben mochte, verlöscht wurden. Daß Schwarz sich durch sein falsches Zart- und Ehrgefühl abhalten ließ, sein Möglichstes zu thun, den Prinzen, sowie den Tuleschadschi Radscha, von der Thorheit des Götzendienstes zu überzeugen und für das Christenthum zu gewinnen,

ist schon aus vorstehender Erzählung zu ersehen. Allein die Anforderungen des Evangeliums waren, wie Tuleschadschi einst unbefangen gestand, den verderbten Neigungen ihrer Natur gar zu sehr entgegen, als daß sie ihnen so leicht nachzukommen vermochten; und überdies war das Opfer, nicht blos der Kaste, sondern auch, wie sie irrthümlich besorgten, ihres fürstlichen Einkommens und Ansehens, und wohl auch ihres Lebens, gar zu schrecklich, als daß es durch irgend etwas außer der Gnade Gottes hätte überwunden werden können.

Im Jahre 1807 errichtete auch die Ostindische Compagnie ein Denkmal zum Andenken des ehrwürdigen Mannes. Es steht in der Marienkirche des Forts St. Georg zu Madras, wo es in der Nähe des Altars feierlich aufgestellt und hierauf eine Predigt zum Andenken des Vollendeten gehalten wurde.

Noch ist ein wichtiges Dokument zu nennen, nämlich der letzte Wille des Verewigten, der so lautet:

„Im Namen Gottes!“

„In Deine Hände befehle ich meinen Geist; Du hast mich erlöst, Du treuer Gott! Um des Sühnopfers Christi Jesu meines HErrn willen vergib mir worin ich gesündigt habe (und ich habe oft und schwer gegen Dich gesündigt) und laß mich Gnade finden. Verleihe mir um Christi willen einen seligen Ausgang aus diesem elenden und seligen Eingang in jenes herrliche Leben. Amen.

„Da ich nicht weiß wie bald mich Gott von hinnen rufen wird, so mache ich nun in der Gegenwart Gottes und mit vollem Bewußtsein meinen letzten Willen.

„Da das Haus im größern Fort, sowie das im kleinern Fort, samt der Kirche, und einigen Häusern im Garten außerhalb des Forts, aus dem mir monatlich von der Compagnie angewiesenen Geld erbaut wurden, so betrachte ich sie, wie ich von jeher gethan, als der Mission gehörige Gebäude.

„Alle Möbeln und Bücher sollen zum Besten der

Mission meinen Nachfolgern überliefert werden, und von ihnen so lange sie brauchbar sind benützt aber nicht verkauft werden.

„Da ich meinen monatlichen Gehalt von der Compagnie nicht ausgegeben, sondern (außer dem zu verschiedenen Bauten verwendeten) zusammengespart und meinen Vertrauten, nämlich meinem geliebten Bruder Gerike und meinem Freunde Hrn. Breithaupt von Madras übergeben habe, so soll auch dieses Geld zum Besten der Mission verwendet werden; aber so, daß mein Nachfolger hier in Tanjore, und der Missionar, der das Werk Gottes zur Befehrung der Heiden in Palameotta fortführen wird, für sich den jährlichen Zins von Einhundert Pfund Sterling (nämlich 50 Pfund für jeden) empfangen sollen, indem die fünfzig Pfund, die sie jährlich von der verehrlichen Compagnie erhalten, kaum hinlangen. Sollten sie aber von der Compagnie eine monatliche Zulage erhalten, so haben sie kein Recht, auch noch die von mir vermachten 50 Pfund zu beziehen. Diese sollen in solchem Fall der Missions- oder Armen-Casse anheimfallen.

„Es ist dabei mein herzlichster Wunsch, daß die Missionare, welche das Werk Gottes zu Tanjore und Palameotta auf sich nehmen, die übrigen Zinse selbst zur Nachhülfe verwenden, wie sie es für nöthig finden. Vielleicht könnte die Mission in Tanjore zwei Drittel und die in Palameotta ein Drittel der Zinse zum Gebrauch der Schulen und Kirchen benützen.

„Da meine Verwandten keinen Anspruch haben an das, was ich für die Mission bestimmt habe, so vermache ich ihnen, als einen Beweis meiner Liebe, 100 Stern-Pagoden, welche die Kinder meiner Schwester in gleichen Theilen unter sich vertheilen mögen.

„Die zwei goldnen Taschenuhren, die ich geschenkt erhalten, sollen verkauft und das Geld unter die Armen vertheilt werden.

„Als ein Zeichen meiner Liebe vermache ich meinem vormaligen Knecht Joseph 30 Sternpagoden.

„Was den Garten außerhalb des Forts betrifft, der der Mission gehört, so wünsche ich, daß wo möglich der Gärtner aus dem Ertrag desselben erhalten werde. Was übrig bleibt, kann ohne weiteres Rechnen den Missionaren und Schulkindern zu Gute kommen.

„Meine wenigen Silbergeräthschaften überlasse ich Hrn. Kohlhoff als ein Zeichen meiner herzlichsten Liebe.

„Da mein ehemaliger Knecht Joseph wegen schlechter Auführung die ihm bestimmten 30 Sternpagoden nicht erhalten soll, so vermache ich sie demjenigen Knecht, der zur Zeit meines Todes in meinem Dienste seyn wird, falls er sich ordentlich beträgt.

„Christian Friedrich Schwarz,

„Unterschrieben und versiegelt in Gegenwart von

„Joseph Daniel Jänike.

„F. C. Kohlhoff.“

Die Wahrheit, daß das Andenken des Gerechten im Segen bleibt, wäre an der Lebensgeschichte und dem Ende von Schwarz schon hinlänglich erwiesen, wenn jene auch hier schlösse. Da aber seine Wirksamkeit, ja sein ganzes Seyn und Leben mit der Mission im malabarischen (tamulischen) Lande recht eigentlich verwachsen waren, so gehört zu seiner Biographie auch was von ihm zurückblieb und die Geschichte jener Mission, bis auf diesen Tag, verkündet es laut, daß einst ein solcher Mann Gottes hier gewirkt hat.

Nach ihm standen drei Mitarbeiter noch da, von denen keiner es je verleugnete, wie viel er in seinem geistlichen Leben und in seiner Wirksamkeit als Missionar dem Vater Schwarz verdankte. Zu Weperv bei Madras wirkte der älteste von ihnen, Gerike, in der Mitte zu Tanjore der treffliche Jänike und im Süden zu Palameotta der Schüler des Entschlafenen, der so eben als greiser Senior der indischen Missionarien seine müden Augen geschlossen hat, der treue

Kohlhoff. Aber schon im Jahre 1810 folgte Jänike seinem Vater ins Grab. Eine Anzahl christlicher Kirchen, die er gebaut, christlicher Schulen, die er eingerichtet, und Hunderte bekehrter Heiden blieben als lebendiges Zeugniß von seinem tüchtigen Wirken zurück. Eine lebhafteste Bewegung folgte seinem Tode; in Scharen kamen die Heiden zum Kreuze Christi. Auch im Süden, in Dindigal, in Madura, mußten neue Kirchen gebaut werden, entstanden neue Gemeinden. Im Königreiche Tanjore selbst wurden viele bekehrt, in Kanandaguddi, wo die Schulsiftung des Nadschasich später befand, 40 Familien auf einmal, zu Adantschur und Leralur ebenfalls eine Anzahl von Familien. Meist gehörten sie zu der Kollari-Kaste, Leute durch deren Räubereien früher die Straße von Tanjore nach Tritschinopoli höchst unsicher gemacht war, die aber seit Schwarzs Tod ein geordnetes und stilles Leben führten. Als Hr. Gerike im Jahre 1803 eine Reise durch den Süden der Halbinsel machte, die sich gegen Westen hin nach Meisur erstreckte, sah er die Wirkung von Schwarzens unermüdlicher Aussaat. „Ganze Dörfer,“ schreibt er, „suchen Unterricht bei den benachbarten Christen und ihren Lehrern, besonders bei Sattianaden. Sehnlich warteten sie auf seine Ankunft, um Unterricht und Taufe zu erhalten.“ In dem einen dieser Dörfer sah Gerike schon christliche Kirchen erbaut, in andern die Gözentempel in solche verwandelt, die Bilder zerschmettert oder begraben. Ueberall her kamen ihm solche Vorschäften entgegen. Er taufte auf dieser einzigen Reise 1300 Heiden und nach seiner Abreise bildeten die Katechisten 18 neue Gemeinden und taufte 2700 Seelen. Jetzt freilich erhob sich auch der Grimm der Feinde, sie wurden verfolgt und fast unerträglich gequält, bis es dem unermüdlichen Kohlhoff gelang, durch den englischen Oberbeamten den Grausamkeiten zu steuern. Möchte auch unter den Tausenden manche Spreu neben dem Korne liegen, so zeigte doch die Verfolgung, wie

viel guter Waizen aufgegangen war, und es ist gewiß dem wackern Gerike nicht zu verargen, wenn ihn das Gefühl schmerzlich drückte, daß so wenige Europäer in die reiche Ernte kamen. Statt aber diesen Wunsch erfüllt zu sehen, wurde er selbst am 12. October 1803 zu Vellore, nach 38jähriger Arbeit in Indien, zur himmlischen Ruhe eingeführt. Die zweite Säule der Mission Südiindiens war gefallen. Kummer über den Verlust geliebter Angehörigen und um das Schicksal der Mission, hatten im Verein mit rastloser Thätigkeit seine Gesundheit untergraben. Sein ganzes beträchtliches Vermögen hinterließ er, wie eine von ihm gebaute Kirche, der Mission. Der Schlag war um so größer, weil nach dem Tode von Prof. Schulz der rationalistische Geist der deutschen Universitäten die Quelle verderbte, aus der bisher das Wasser des Lebens nach Indien geflossen war. Es waren noch Kohlhoff in Palamcotta, Holzberg zu Cuddalore, Pöhle zu Tritschinopoli und Kämmerer zu Tranquebar übrig, zu welchen noch Horst, der bisher als Lehrer gedient hatte, kam. John war schon mitten in seiner schönen Laufbahn am letztern Orte. Damals kam Buchanan in diesen „Garten des Evangeliums“ und freute sich seiner Blüthe. Im Jahre 1810 starb der treffliche Horst. Missionar Pöhle und Katechist Sattianaden waren alt geworden. Da ordinierte man vier tüchtige eingeborne Christen und sie traten in die Arbeit mit ein. So konnte das Werk, wenigstens ohne wesentliche Verminderung der Arbeiterzahl, fortgehen. Die Missionarien Spen Schneider, Haubroe und Rosen traten in dasselbe und die Errichtung eines bischöflichen Stuhles in Calcutta, eines Archidiaconats in Madras, gab der von England aus mit frischer Liebe gebauten Mission neuen Schwung und festern Zusammenhalt, während die alte, einst so herrliche Mission zu Tranquebar ihrem Ende entgegenank. Die Kraft des Sauerteigs bewährte sich inzwischen, indem da und dort sich Christenhäuflein bildeten, die ihren Ursprung

auf einen oder mehrere von Schwarzens Schülern zurückzuleiten vermochten. Als der Bischof von Calcutta, Dr. Middleton, seine Visitationsreise in den Süden von Indien machte, kamen ihm von Palamcottah 30 eingeborne Christen entgegen, ihren Geistlichen an der Spitze. Sie sprachen zu dem Bischof und baten um seinen Segen, und er antwortete ihnen in warmen Worten, die Sattianadens Sohn David verdolmetschte. Jetzt öffneten sie ihre Kirchengebetbücher und sangen ein Danklied in tamulischer Sprache und reiner Melodie. Der englische Caplan Hough in Tinnevely erzählte, daß um die von einer durch Schwarz bekehrten Hindufrau gebaute Kirche her in 62 Dörfern mehr als 4000 Hinduchristen zerstreut wohnen. Auch damals wuchs noch von 1814 — 1817 ihre Zahl um 480. In all diesen Dörfern, mit wenigen Ausnahmen, waren kleine Capellen aus Lehm gebaut, mit Palmblättern gedeckt. Zu Nazareth, im Süden Palamcottah's, fand er den eingebornen Prediger Wiswasanaden, einen Schüler von Schwarz, zu Modelur den Abraham, beide von den Christen ihrer und der umliegenden Dörfer geliebt und verehrt, von den Heiden und Muhammedanern geachtet. Ueberall wohin Hough kam strömten die Hinduchristen mit dem Ausdruck unbeschreiblicher Liebe zusammen und wo er sie catechisirte fand er sie über alles Erwarten vertraut mit den Heilswahrheiten des Christenthums. Ein lieblicher Geist des Friedens waltete in den Gemeinden. Fene zwei Dörfer bestanden ganz aus evangelischen Christen. Da war kein Getöse und Geschrei zu hören, Alles in lieblicher Stille. Im Schatten der Cocospalmen saß eine Schaar von Frauen, Baumwolle spinnend unter dem Gesange lutherischer Lieder. Zwei Männer waren da, durch Jänise vor 20 Jahren bekehrt, welche sie die Lieder gelehrt hatten.

Als Bischof Heber im Jahre 1826 dorthin kam, war die Zahl sämmtlicher evangelischer Heidenchristen in Südbindien schon auf mehr als 15,000 gestiegen, die

mit den Entschlafenen zusammen wohl eine Zahl von 60,000 ausmachen dürften. Damals war aber schon ein anderer deutscher Mann als Nachfolger des deutschen Schwarz auf jenes Feld getreten, unter dessen gesegneter Arbeit und durch dessen Nachfolger die reiche Ernte eingesammelt wurde und noch wird, die von Schwarz und seinen Gehülfen ausgesäet wurde. Es ist Rhenius mit dessen Namen sich die Befehrung der Zehntausende verbindet, die jetzt im Glauben der evangelischen Kirche den Namen Christi in tamulischer Sprache preisen. Von ihm und seinem Wirken soll hier nicht geredet werden.* Es sey genug, daß es keinen schlagendern Beweis gibt, als diese Schaaren gläubiger Hinduchristen, diese Dulder in der Verfolgung, diese Sieger gegen gewaltige Aufsechtung, als diese Kirchen, diese Schulen, dieser „Garten des Evangeliums,“ dafür nämlich, daß Indien kann und daß Indien wird befehrt werden durch das Wort Christi allein, daß Schwarz als treuer Jünger dieses Meisters hinging und Frucht brachte und daß seine Frucht bleibet!

* S. darüber Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften. Basel, 1844. Heft 1. 2. 1845. H. 2.

